Wildbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 64 | Fernruf 479 | Samstag, den 16. März 1935 | Fernruf 479 | 70. Jahrgang

Zum Sonntag

Heldengedenktag

Das deutsche Volk gedenkt in diesen Tagen seiner im Weltkrieg gefallenen Söhne. Ueber halb Europa verstreut liegen deren Ruhestätten. In Flandern, Nordfrankreich, an der Piave, in Polen, den Karpathen, auf allen Meeren suchen heute in Gedanken Hunderttausende von Eltern, Geschwistern, Frauen und Kindern die Söhne, Brüder, Männer und Väter. Stille Zwiesprache halten die Lebenden mit den Toten. An den Kriegerdenkmälern der Heimat aber bis hinein ins letzte deutsche Dorf marschieren die Heersäulen der Kriegsgeneration und der Jugend auf. Ihr Gedenken gehört den Kameraden, den Männern der stahlharten Einsatzbereitschaft für das Vaterland. Zu ihrem Dankeswort gesellt sich das Gelöbnis der Treue, im neuen Reiche Hüter und Mehrer der Saat zu sein, die jene im Opfer ihres Blutes ausgesät haben.

Am Heldengedenktag tönen die Glocken anders als sonst. Sie singen das uralte Lied vom Vergehen des Menschen. Ihr Klang umspielt die Kriegerdenkmäler und dringt in die Herzen der Lebenden. Sie mahnen: „Ihr steht mit jenen auf einem Grund. Wie wir heute zum Gedächtnis Eurer Väter, Männer und Söhne erklingen, so werden wir dereinst einem jeden von Euch unser Klagelied weihen, wenn man Euch zur letzten Ruhe trägt." Vor dem Tode erspäht keines die Flucht. Er macht mit allem Feierabend. Ja, daran erinnern uns die Glocken der deutschen Kirchen und mit ihnen die für das erneuerte Deutschland gefallenen Brüder rings an den Grenzen selbst.

Aber auf den Glocken steht auch der jubelnde Osterruf: Christus vivit, Er lebt, und in dem Brief des schwäbischen Kriegsfreiwilligen, der nachher auf dem Felde der Ehre blieb, heißt es: „Wenn es mir gegenwärtig bei dem Kriegshandwerk viel leichter und froher zumute ist als früher, so kommt das daher, daß mir die Gewißheit geschenkt worden ist, daß weder Tod noch etwas anderes uns scheiden kann von der Liebe Gottes." „Er lebt", wo dieser Ruf der Glocke und des gefallenen deutschen Bruders bei uns in bereite Herzen dringt, da tritt zu dem Dank an unsere teuersten Toten, in dem wir wahrhaftig brüderlich geeint sind, die sieghafte Zuversicht, daß hinter allem Vergehen der Herr des Lebens steht und auf uns wartet. Ihm müssen zuletzt auch die bittersten Feinde der Welt unterliegen. Hellauf klingt darum der Jubelruf der Christenheit: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" — Tief ist unsere Verpflichtung unserem Volk und Reich gegenüber. Unausdenkbar groß ist die Zuversicht des von dem auferstandenen Christus erfaßten Menschen. Daß diese Zuversicht und jene Verpflichtung in unseren Herzen erneut ihren Bund schlössen am Gedenktag der Helden! H. E.

Wochenrundschau

Den 14. März 1935

Den Sonntag Reminiscere, den fünften vor Ostern in der Passionszeit, widmen wir dem Gedenken unserer toten Helden. Ganz von selbst ist dieser Tag und Sonntag zu dem geworden, was er uns heute bedeutet, zu einem hohen und ernsten Feiertag im Jahre, der aufs engste mit dem Volksbewußtsein verbunden ist. Unsere Ehrung gilt denen, die für das Vaterland und damit auch für uns ihr Leben ließen. Nicht als einzelne, sondern als ein Ganzes, als ein Volk in einmütiger Dankbarkeit sammeln wir uns um unsere auf dem Felde der Ehre gefallenen Väter, Brüder, Gatten, Söhne, Verwandten, Freunde und Kameraden. In der Heimat geschieht dies auf den Friedhöfen und in den Gotteshäusern, an den Denkmälern, die zu Ehren der Gefallenen errichtet wurden und im stillen Kämmerlein.

1,8 Millionen deutsche Krieger der Heeresmacht und der Marine liegen fern von der Heimat begraben. Auf Frankreichs Schlachtfeldern ruhen 930 000 gefallene Deutsche, in Polen und Galizien 310 000, in Belgien 140 000, in Rumänien 30 000, in Litauen und Lettland 50 000, in Südslawien 16 000, in Rußland 14 000, die anderen Gefallenen oder in der Gefangenschaft Verstorbenen verteilen sich auf dreißig weitere Länder. Aber nicht nur auf Zehntausenden fremder Kriegsgräber stehen Grabzeichen unserer Gefallenen. Auch die Meere wurden für Tausende tapferer Deutscher die letzte Ruhestätte, auf der kein Kreuz steht, kein Erinnerungsmal an die Toten, die an den Opfermut derer erinnert, die für uns kämpften und fielen.

In den vergangenen Wochen und Monaten ist die Erinnerung an das große Geschehen dadurch wieder besonders lebendig geworden, als zwanzig Jahre seitdem vergangen sind. Wenn dieser Heldengedenktag nun in diese Zeit einer besonders stark aufgerüttelten Erinnerung fällt, wird er, davon sind wir überzeugt, im deutschen Volk gerade in diesem Jahre ein besonders feierliches Begehen erleben. Wir beugen uns heute in Ehrfurcht vor denen, die in den Jahren von 1914 bis 1918 für uns kämpften.

Die europäischen Probleme über die Rüstungs- und Paktfragen sind noch alle in der Schwebe. Nachdem nun festgesetzt ist, daß die englischen Minister Simon und Eden am 25. und 26. März nach Berlin kommen, woran sich Edens Reise nach Moskau anschließt, treten die genannten Fragen in ein akutes Stadium. In dieser Woche hat die Rüstungsdebatte im englischen Unterhaus die Wege zur Aussprache in Berlin weiter geebnet. Das englische Weißbuch zur Begründung der englischen Aufrüstung war für innerpolitische Zwecke bestimmt. Es sollte, wenn man von den gewollten Bosheiten gegen Deutschland absieht, dem englischen Steuerzahler klar machen, warum seine Regierung die Steuerlasten nicht erleichtert, ja gezwungen ist, sie noch zu erhöhen. In den Ausführungen der englischen Regierungsvertreter vor dem englischen Parlament trat nun auch die Kritik an den Rüstungen anderer Länder hervor und damit das Bemühen nach Gerechtigkeit und Sachlichkeit. Die Mißtrauensanträge wurden im Unterhaus mit großer Mehrheit abgelehnt und mit 379 gegen 76 Stimmen die erhöhten Ausgaben für Rüstungszwecke bewilligt. Damit ist die Angelegenheit abgeschlossen, die eine zeitlang, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Begleitumstände, die internationale Politik in Atem hielt. Wenn der englische Regierungsvertreter Baldwin bei der Rüstungsdebatte im Unterhaus den Satz prägte: „Ein Land, das nicht gewillt ist die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu seiner eigenen Verteidigung zu ergreifen, wird niemals Macht in dieser Welt haben, weder moralische noch materielle Macht" — so gilt das auch für andere Staaten, auch für Deutschland, für das die gleichen Grundsätze der Sicherheit gelten, wie für jedes andere Land.

Da der britische Premierminister Macdonald krank war, um die Gesamtverantwortung für Aufrüstung und Weißbuch zu tragen, sind alsbald Gerüchte entstanden, daß ihm die Last der Geschäfte zu groß werde. Er wolle seinen Posten als Premierminister aufgeben und ihn gegen einen anderen weniger angreifenden im Kabinett vertauschen. Aber es ist anzunehmen, daß dies nicht sehr rasch geschieht, denn am 6. Mai finden die Feierlichkeiten zum 25jährigen Regierungsjubiläum König Georgs statt. Macdonald genießt persönlich das besondere Vertrauen und die Wertschätzung des Königs. Die Fehlschläge in der Macdonald'schen Politik sind durch den Zusammenbruch der Weltwirtschaftskonferenz von 1933 und in dem Versagen der Abrüstungskonferenz, für welche beide er sich voll einsetzte, gekennzeichnet. Auch die gegenwärtige Haltung der englischen Regierung zum Völkerbund ist durch ihn mitbestimmt. Der britische Außenminister Simon hat als Hauptziel der für Berlin in Aussicht genommenen Verhandlungen festgestellt, daß es gelte, die Voraussetzungen für Deutschlands Rückkehr in den Völkerbund zu schaffen. Wenn er als wichtigste Voraussetzung die Verwirklichung der Deutschland schon oft zugesagten Gleichberechtigung mit nach Berlin bringt, dann wird er ein willkommener Gast sein.

Deutschland hat durch Reichsminister Göring die Neuordnung der Luftfahrt angekündigt, durch die ein Teil derselben militärischen Charakter erhält. Das ist die logische Folge der internationalen Verhandlungen der letzten Jahre, zuletzt auch die Folgerung aus dem englischen Weißbuch, das jede Hoffnung auf eine Luftabrüstung vernichtet hat. Für Deutschland sind die Vorbedingungen für den früheren Verzicht auf Bombenflugzeuge gefallen. Wenn in gewissen ausländischen Blättern von kriegerischen Absichten Deutschlands die Rede ist, so mißt man eben wieder mit zweierlei Maß und steckt in Gedankengängen des Versailler Diktats. Das Recht zur militärischen Sicherung des Heimatbodens steht Deutschland genau so zu wie den andern Nationen.

In Frankreich ist der Kampf um die zweijährige Dienstzeit im Gange. Nach dem Weltkrieg ging es zunächst zum anderthalbjährigen und 1930 zu einjähriger Dienstzeit über. Nun will man wieder ein stärkeres Friedensheer in der Kaserne haben, als es der eine Jahrgang bei der noch gültigen einjährigen Dienstzeit liefert. Man spricht von „rekrutenarmen Jahren", von der Sicherung der Grenzen und anderem, um der Oeffentlichkeit dieses unangenehme Geschenk verständlich zu machen. Dabei fehlt es nicht an Hinweisen auf die Rüstung Deutschlands. Marschall Petain spricht von 85 bis 100 deutschen verwendungsbereiten Divisionen, sagt aber nicht, wie diese aus dem Aermel geschüttelt werden können. In der Kammer in Paris wird es in diesen Tagen zu lebhaften Kämpfen kommen über die Frage der Erhöhung der Militärdienstzeit. Es scheint daß neben Kommunisten und Sozialisten auch die der Mitte zugehörigen Partei der Radikalsozialisten aus innerpolitischen Gründen zum Teil gegen die Dienstzeiterhöhung ist. Nebenbei sei nur bemerkt, daß auch die Vereinigten Staaten eine starke Erhöhung ihres Landheeres vorgenommen haben.

Der Aufstand in Griechenland ist niedergeschlagen. Venizelos ist auf den italienischen Inseln des Dodekanes interniert, den Gebieten, gegen deren Einverleibung durch Italien er während des Krieges mit Leidenschaftlichkeit als einem „Raub heiliger griechischer Erde" protestierte. In nächster Nachbarschaft von Kreta gelegen, sind ihm diese Gebiete nun zur Rettung geworden. Italien wird von diesem Besuch nicht sehr erbaut sein, obwohl Venizelos erklärte, er werde sich aus der Politik zurückziehen. Der griechische Aufstand wurde auf dem Festland vom 4. Armeekorps in Thrazien und Mazedonien getragen. Es unterlag der Uebermacht der Regierungstruppen und mußte die griechische Grenze zum Teil nach Bulgarien, zum Teil nach der Türkei überschreiten. Meutereien unter den Meuterern

Das Rätsel um Dr. Antonio Stradella

KRIMINALROMAN VON WILL WESTER

7 Nachdruck verboten

Michael teilte diese Befürchtungen anscheinend nicht. „Hat Antonio die Krim erreicht, wie es nach Deinen Aussagen in seinen Plänen lag, dann muß er über Odessa die Rückreise antreten. Und auf dieser Strecke verkehren wöchentlich nur drei Züge, die leicht zu überwachen sind. Du, Schwesterchen, wirst diese Ueberwachung übernehmen. Niemand ahnt, daß Du Antonio kennst. Du wirst ihn empfangen, in ein Auto setzen und hierher fahren, bevor noch irgend jemand ihn erkennt."

Franca umfing ihren Bruder mit einem so glücklichen Blick, daß Michael ganz zart nur eine Verbundenheit erahnte, die zu allem bereit war.

Er wußte es, Franca war das Mädchen, das alles wagte, wenn — ja, um was sollte es denn gehen? Konnte eine flüchtige Bekanntschaft so tiefen Eindruck machen, daß es um Menschenschicksale ging?

In Francos Augen aber stand die Antwort.

*

Mac Connor, der römische Vertreter des Newyork Times, war dem Flugzeuge Lombrosos gefolgt, als er die ersten Nachrichten privatim durch den Sekretär der geheimen Kanzlei Mussolinis empfing. Längst hatte er die bulgarische Grenze mit seiner leichten Wright-Maschine erreicht, als Lombroso auf dem Flugplatz in Odessa eintraf. Mac Connor eilte den Dingen buchstäblich mit dem Tempo amerikanischer Meisterjournalisten voraus. Er kabelte schon von Odessa aus seinem Blatte einen ausführlichen Bericht über die bevorstehende Verhaftung Dr. Stradellas, als dieser noch seelenvergnügt im Nord-Süd-Expreß saß und in durchaus guter Stimmung sich an den Speisen gütlich tat, die die Küche dieses Orientzuges feilzubieten hatte.

Aber Mac Connor war gewohnt, sein Tempo so zu beschleunigen, daß keine Zeitung der neuen Welt ihm zuvorkam. Es ging um sein Ansehen. Er war nicht nur der römische Vertreter von Newyork Times; er war auch der Vertreter der amerikanischen Politik im Stabe Mussolinis.

Und so liefen denn schon in Amerika die feuchten Druckwalzen über die mit Sensationen angefüllten Spalten, als Dr. Lombroso sich anschickte, die ersten Ermittelungen in Odessa anzustellen. Folgendes stand fest: am 28. November hatte Dr. Stradella mit dem Handelsdampfer „Thrazien" Sewastopol erreicht. Er war in Begleitung eines jungen Menschen gesehen worden, dessen Identität inzwischen festgestellt worden war. Ovid Purimschik vermochte aber beim besten Willen weiter nichts auszusagen, als daß er den Arzt Dr. Stradella auf dem Schiffe auf der Fahrt von Samsun nach Sewastopol als einen sehr vornehmen Menschen kennen gelernt hatte, der auf ihn durchaus nicht den Eindruck eines Verfolgten gemacht habe. Dr. Stradella habe ihn in Odessa am Abend des 4. Dezember verlassen und die Absicht geäußert, mit dem Nord-Süd-Expreß weiterfahren zu wollen.

Mac Connor drehte die kurze Pfeife im Munde herum. „Sagen Sie, Mister Lombroso, ist das alles, was Sie ermittelt haben? Diesen kleinen Speech können Sie heute abend schon in Newyork Times lesen. Yes! Und auf Wiedersehen in Bukarest."

Mac Connor ließ die verduzten Journalisten und Kriminalisten stehen, zog seine Mütze ein wenig tiefer ins Gesicht und pfiff einen „Taxi" herbei, der ihn im rasenden Tempo zum Flugplatz von Odessa fuhr. Um fünfzehn Uhr mitteleuropäischer Zeit landete Mac Connor mit seiner Wright-Maschine in Bukarest, kabelte noch am Abend einen zweiten Bericht an Newyork Times für die Morgenausgabe, in dem er von einer abenteuerlichen Flucht Stradellas aus Odessa zu erzählen wußte, und kündigte an, daß die Verhaftung im Laufe des Tages in Bukarest erfolgen würde. Dann ging er in eine Bar, nahm einige „Drinks" zu sich und legte sich seelenruhig schlafen zu einer Zeit, da die rumänischen Behörden fieberhaft damit beschäftigt waren, den Verfolgten im Nord-Süd-Expreß bei seiner Ankunft in Bukarest zu verhaften.

*

Als Dr. Stradella sein Abendbrot zu sich nahm, das ihm übrigens ausgezeichnet schmeckte, überlegte er, ob er nicht einen kleinen Abstecher nach Plöeschti machen sollte. Es war die letzte Station vor Bukarest und wegen seiner hervorragenden Weine berühmt. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er sein bißchen Gepäck und verließ in Plöeschti den Nord-Süd-Expreß und quartierte sich in einem Gasthause ein, das einen überaus freundlichen Eindruck machte. Nach langen Wochen schlief er wieder in einem guten Bett; und seelenruhig wie Mac Connor legte er sich nieder, ohne allerdings zu ahnen, daß die Polizei in Bukarest vergebens im Nord-Süd-Expreß nach ihm fahndete.

Dr. Lombroso, der im Laufe des nachmittags mit seiner schweren Junkermaschine in Bukarest eingetroffen war, hatte die Behörden verständigt und fand bei der rumänischen Polizei weitgehendste Unterstützung. Aber das alles hatte nichts genützt. Der Nord-Süd-Expreß, der in Bukarest beheimatet war, wurde vergebens nach dem Verfolgten durchsucht.

Wo war Dr. Stradella? Niemand vermochte es zu sagen. Einige Passagiere wollten einen Menschen, auf den die Beschreibung wohl hätte zutreffen können, in Galatz haben aussteigen sehen. Andere wiederum erinnerten sich überhaupt nicht, den Verfolgten im Zuge bemerkt zu haben. Kurzum: es war eine einzige Verwirrung und der Erfolg war gleich Null.

Dr. Lombroso war in verzweifelter Stimmung. Wie nun, wenn Luigi Botolo doch Recht hatte und Stradella auf irgend eine Weise von der bevorstehenden Verhaftung Kenntnis erhalten hatte?

Ganz abgesehen von diesem ekelhaften Mac Connor, der mit seinen Vorausmeldungen die ganze neue Welt in Aufregung versetzt hatte.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

führten den Zusammenbruch rasch herbei. Auch der Gedanke von Venizelos, seine Heimatinsel Kreta wieder aus dem Staatsgefüge der griechischen Politik herauszunehmen, war gescheitert. Auf Kreta selbst existierte kein nennenswerter Widerstand gegen die Regierung, als Venizelos und seine Mitverschwörer auf dem Kreuzer „Averoff" aus dem Hafen von Kandia flüchtete. Der Verlauf des Putsches und seine Niederschlagung ähnelt den südamerikanischen Revolutionen, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie meist einen Kampf der Generale darstellen, an denen das Volk nicht beteiligt ist. So kommt es, daß Venizelos heute genau so leidenschaftlich verdammt wird, wie man ihn vor Jahren in den Himmel erhoben hat. Wie wankelmütig die Volksgunst ist, hat sich bei den wechselvollen Geschicken König Konstantins genügend gezeigt. Nunmehr erfährt er selbst, was es heißt, Besiegter zu sein. Ob die innerpolitische Entwicklung in Griechenland, bei der auch noch monarchische Strömungen unterlaufen, zur Beruhigung zurückkehrt, bleibt abzuwarten. Die Ausschreibung von Wahlen zu einer Nationalversammlung und die geplante Abschaffung des Senats lassen vielleicht noch allerlei Stürme erwarten.

Zum Heldengedenktag am 17. März

Das Vermächtnis der Gefallenen

Von Dr. Hans Hillebrand.

Wieder stehen wir Deutschen geeint in ehrfurchtsvollem Gedenken vor den Gräbern unserer gefallenen Helden. Zwei Millionen deutsche Männer gaben ihr Herzblut auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges, damit die Heimat leben konnte. Sie starben nicht umsonst. Ihr Opfertod grub unauslöschlich in die Herzen und Hirne der Ueberlebenden ein heiliges Vermächtnis: den sieghaften Glauben an das ewige Deutschland.

Dieser Glaube aber war es, der vielfach gerade der Heimat unter den Entbehrungen harter Kriegs- und Nachkriegsjahre bitterer mangelte als Brot und Rohstoff. Erinnern wir uns.

Vier Jahre lang stand draußen im unerhörten Schlachtgetümmel aller Fronten die feldgraue Mauer aus Blut und Eisen und trotzte allen Anstürmen einer Welt von Feinden, während im Innern der Heimat Hunger, Not und Zwietracht immer drohender ihre Häupter erhoben, um endlich den Kampfeswillen des ganzen Volkes von Grund auf zu zerstören. Der Zusammenbruch traf dann ein Volk, das trotz glänzender Siege seiner Soldaten mut- und führerlos geworden war. Und es erhob sich die bange, verzweifelte Frage, ob nicht alle die vor dem Feind gefallenen Soldaten unseres Volkes doch umsonst gefallen seien.

Und fast schien es damals so, als wären auch die unversehrt gebliebenen Kameraden der toten Helden an ihrer Sendung irre geworden. Sie fühlten sich von der Heimat großenteils mißverstanden — und schwiegen. Sie sprachen ungern von dem furchtbaren Geschehen, das sie mit den Toten verband. Wer nie selbst waidwund und fiebrig in Gräben, Scheunen oder auf strohbedeckten Kirchenfliesen die Augen guter Kameraden brechen sah, wer sie nie allein in dunkler, sternenloser Nacht auf Sappenposten stand, wenn jäh die Schlacht aufbrüllte, Leuchtkugeln fahl und geisterhaft gen Himmel zischten und weit und breit die Erde barst und bebte vom unaufhörlichen Einschlag unzähliger Geschosse, konnte und kann noch heute nicht des Krieges Antlitz enträtseln.

Doch tief in der deutschen Volksseele glomm noch ein Funken Verantwortlichkeit gegenüber den Gefallenen. Er wuchs und wuchs unaufhörlich, bis endlich die helle Lohe einer wirklichen Heldenverehrung aus dem dürren Reisighaufen deutscher Notjahre schlug. Des Volkes Wille ward zum obersten Gesetz und schuf sich einen schlichten, würdigen Feiertag. Und aus dem Volkstrauertag wurde endlich der Heldengedenktag des Deutschen Reiches.

An uns allen ist es, der Weihe dieses Gedenktages den Inhalt einer echten Volksgemeinschaftsfeier zu verleihen. Auf der Opferbereitschaft des einzelnen beruht die Stärke eines ganzen Volkes. Symbolisch bekundet uns in diesem Sinne der Heldengedenktag die innere Einheit der ganzen Nation im Geiste ihrer Gefallenen.

Sie kommen zu uns. Endlos die Reihen ihrer Marschkolonnen.

Von den Kämmen der Karpathen schreiten sie hernieder zu Tal. Aus den zerfallenen Kasematten und Minengängen von Vaux und Douaumont, aus den lehmigen Trichterfeldern und Unterständen Flanderns steigen sie bataillonsweise herauf, den „Tod von Ypern" im ungebeugten Nacken. Am Suez bleichen ihre Kreuze und hinter den Dardanellen.

Und wieviele schlummern nicht friedlich bei den Falklandsinseln, der Doggerbank und beim Skagerrak auf dem kühlen Meeresgrunde? Nicht zu vergessen jene Adlergleichen, denen hoch im Aether der Schnitter Tod die Steuerung entriß, und die bis zum letzten Atemzuge für ihr Vaterland kämpfend zur Erde stürzten, von der sie sich kühn und im Siegesrausch gelöst hatten.

So marschieren sie alle an unserem geistigen Auge vorüber, die guten Kameraden, und zeugen durch ihre stille Anwesenheit von ihrer heißen Liebe zu Volk und Heimat, die stärker war als Tod und Schrecken aller Schlachten des Weltkrieges. Wie diese Liebe einst auf den Lippen junger Kriegsfreiwilliger von Langemarck zum erschütternden Bekenntnis wurde, so verpflichtet sie auch uns zur gleichen Stärke und Gläubigkeit. So wird uns der Heldengedenktag zur ernsten Mahnung, im Geiste unserer gefallenen Soldaten das Vermächtnis unserer Väter zu wahren: den unerschütterlichen Glauben an das ewige Deutschland.

Heldengedenktag!

Von Werner Freytag

Nur ein Holzkreuz

An einem sonnigen Frühlingstage war's. Da senkten einige deutsche Soldaten ihre Gefallenen in flandrische Erde. Wenige Kilometer hinter der dumpfrollenden Front. Behutsam trat der Führer, ein junger Offizier, an den Rand des Grabes, nahm langsam einen verbeulten Stahlhelm vom Kopfe und wandte sich mit einer hilflosen Gebärde seinen Leuten zu. „Kameraden — ", murmelte er. Wollte viel, unendlich viel sagen. Aber der Anblick der aschgrauen Gesichter rings um ihn herum kniff ihm die Lippen zusammen. Er bückte sich, griff in die lockere Erde und warf dann eine Handvoll schwarzbrauner feuchter Schollenkrumen auf die Toten. Und in dieser schlichten Gebärde lag mehr Liebe und Kameradschaft, als Worte es im Augenblick hätten kundtun können. Mann für Mann traten danach die Soldaten an das Grab. Erdklumpen polterten. Schaufel und Spaten versahen den letzten Liebesdienst. Ein mäßiger Hügel deckte bald die Ruhestätte, und ein hölzernes Kreuz nannte Regimentszahl und Todestag der stillen Männer, die hier beerdigt worden waren.

Jahre des Friedens kamen ins blutgetränkte Land. Schnee und Regen verwischten die letzten Spuren von der Inschrift eines schmucklosen deutschen Grabkreuzes. Das Kreuz selbst aber trotzte allen Unbilden des Wetters. Auf heiligem Boden stand es segnend und schirmend über den Gebeinen namenloser Soldaten, die hier eines höheren Friedens teilhaftig geworden waren, als menschliche Einsicht je zu gewähren vermag. Nur ein Holzkreuz! Aber wie viel starkes, pflichtgetreues Kämpfen und Leiden für die deutsche Heimat sprach daraus...

Die schwarze Tafel

Schräg fallen die Strahlen der Morgensonne durch eines der hohen gotischen Fenster des alten Universitätsgebäudes auf eine schwarze Tafel, die an einer Wandseite im Vorraum der Alma Mater hängt. „Den Tod fürs Vaterland starben unsere Kommilitonen..." Eine schier endlose Reihe von Namen einst blühender junger Menschen, die mit dem Schutzwall ihrer Leiber die Heimat vor dem Einfall feindlicher Heere bewahrten. Langemarck! Da sank unsere sieggläubige Jugend mit dem Deutschlandlied auf den Lippen, sank, regimenterweise vom Schnitter Tod gefällt. Eine unvergeßliche Jugend, die noch nichts von der erbärmlichen Zersetzungsarbeit der letzten Kriegsjahre wußte, sondern im Rauch des winkenden Sieges opferfreudig in den Tod hineinstürmte. Daß sie so jung ins Jenseits hinüberwechseln mußten, diese Jungen! Wie sagte doch einer der ihren, den längst der grüne Rasen deckt? „Schwerttod nimmt immer die Besten." Furchtbar mähte unter ihnen die knöcherne Faust des Sensenmannes. Aufblitzen die hellen Lettern von den Namen der Gefallenen wie flüssiges Gold, wenn die ersten Sonnenstrahlen verstohlen darüber gleiten, als wollten sie streicheln, lindern. Andächtig sei unsere Trauer um diese herrliche, frühvollendete Jugend! „Dulce et decorum est pro patria mori." Sie glaubte felsenfest daran. Die schwarze Tafel gibt stumm Zeugnis davon.

Sein Bild

Es steht vergrößert und eingerahmt auf dem Schreibtisch. Im Wohnzimmer eines in Ehren ergrauten Kleinrentner-Ehepaares. Ein Immortellenkranz friedigt es ein, der, von zitternden Händen manchmal berührt, ein wenig raschelt und knistert, als wolle er erzählen... Die Geschichte ihres Einzigen! Wie oft haben zwei alternde Menschen mit ihrem Schicksal gehadert, das ihnen alles nahm, woran sie zwanzig glückliche Jahre gehangen, ihren Sohn, um den sie gebangt und gelitten, bis sie die Kunde erreichte: „Gefallen auf dem Felde der Ehre." Allmorgendlich beim Staubwischen führt eine Mutter dies Bild ihres Einzigen dicht an die altersschwachen Augen. Aus ihrem Jungen lächelt sein sorgloses, glückhaftes Dasein. Frisch und fröhlich. Und manchmal überrascht sie den Alten, wie er, in Gedanken versunken, das Bild dessen betrachtet, der seinen Namen weitertragen sollte und dessen Lebensfaden so plötzlich zerriß. „Sein" Bild ist ihre Welt, in der sie leben. Rein und klar wie ein verborgener Waldsee, in dem sich die Gestirne spiegeln, strahlt diese Elternliebe. Es liegt nichts Abgöttisches noch Kulthaftes in ihr, aber viel Herzblut und seelische Stärke. „Mutter, heute ist Heldengedenktag", mahnt des Alten Stimme. Versonnen blicken zwei Menschen auf das Bild ihres Sohnes. Irgendwo deckt ihn die fremde Erde. Das Grab, das ihm geschaufelt wurde, kennen sie nicht. Sein Bild aber lebt.

„Ich hatt' einen Kameraden"

Der Pförtner hat das Fabriktor geschlossen und humpelt zurück in seine kleine Dienstwohnung, wo Frau und Kinder ihn zum Vesper erwarten. Schweigsam verläuft das einfache Mahl. Der Mann liebt keine Unterhaltung bei Tische, und die Seinen tun ihm den Gefallen, sie reden nicht. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Unzählige Male hat es der Pförtner erfahren. Während die Frau das Geschirr abräumt und die Kinder ihre Alltagserlebnisse austauschen, zieht sich der Mann in die Sofaecke zurück, entzündet umständlich seine kurze Stummelpfeife und blickt nachdenklich auf den glühenden Kanonenofen. Feierabend und morgen Heldengedenktag! Im Bunker war's auch ganz schön warm gewesen, wenn man steifgefroren vom Sappenposten kam und die Sperrfeuer-Leuchtkugeln einem nachts heim zum schmalen Lichtschlitz des Unterstandes leuchteten. 'ne tolle Nacht damals. Ein Wintergewitter und Trommelfeuer zugleich. Im Halbschlummer döste sie so vor sich hin, er und der Karl. Bei jedem Einschlag erzitterte der schwere Bunker in seinen Fugen. Kalk bröckelte ab. Ein paar Mann klopften Skat. Dann Stimmengewirr, polternde Schritte im Graben „Alles raus! Tommy kommt! Gaaas!" Koppel, Knarre, Handgranaten. Gasmasken auf. Sie taumelten vorwärts. Um sie barst eine Hölle von Stahl, Feuer und Erde, war das Grauen der Materialschlacht. Sie wühlten sich in die naßkalte Erde der Grabenbrüstung. Zielten und schossen. Karl stand neben ihm. Wie lange noch? Dann kam das Gräßliche, der Volltreffer in die Gruppe. Wie eine feurige Rakete fuhr Karl ohne Leben gen Himmel. Dem anderen riß es den rechten Oberschenkel vom Rumpf. Als er wieder zu sich kam, war der Angriff abgeschlagen. Fünf Tote lagen um ihn herum. Von Karl aber fehlte jegliche Spur. Seit dieser Stunde schwatzt der Pförtner Wendler nicht mehr von Krieg. Seine Gedanken aber sind oft bei Karl, der in einer stürmischen Winternacht verlöschte. „Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren sind'st Du nicht." Karl war einer, und morgen ist Heldengedenktag!

Dörfliche Kriegerehrung

Die Dankeskerzen von Müllenbach

NSK. Den tiefsten Dank für unsere Gefallenen tragen wir im Herzen. Und wir können ihn nicht schöner beweisen als dadurch, daß wir im Sinne unserer toten Brüder leben und in ihrem Geiste fortschaffen.

Als mahnendes Zeichen für diesen inneren, größten und wertvollsten Dank errichteten wir Denkmäler und Ehrenzeichen, die in der Unrast des Tages geweihte Stätten sein sollen und Zeugnis geben wollen von dem Gefühl der Dankbarkeit, das die Heimat der Toten beseelt.

Aus vieler Liebe sind diese Male geschaffen worden; aber nicht immer mehr spiegeln sie diese Liebe, und oft schon wird der Zweck des mahnenden Zeichens vergessen. Pfleglos steht dann das Denkmal an staubiger Straße, die Inschriften reden nicht mehr, der Stein verfällt, der Rost frißt im Erz.

Wenn wir den Grund dafür suchen, dann finden wir nicht etwa Undankbarkeit, nicht etwa vergessene Liebe zu den Söhnen der Heimat. Es ist etwas anderes: Das Denkmal ist nicht heimatverwachsen, es steht als etwas Fremdes im Dorf oder Städtchen, es ist in seiner Art nicht verbunden mit denen, die den gefallenen Helden nachtrauern. Es ist nur das Abbild eines Males von irgendwo und zeigt nichts Typisches, nichts was hineinpaßt in seine Umgebung und innerlich zugehört den Menschen, die herum wohnen. Man erfühlt es nicht als das Heiligtum, das es sein soll, man hat nichts Verbundenes mit dem kalten Stein und seiner Inschrift, weil das Mal nicht aus dem Heimatboden wuchs, sondern hergetragen wurde aus irgend einem Werk, das nach einer Form alles schuf und nicht die Mühe aufwandte, es so zu schaffen, wie es für diesen Ort nur paßt.

Kriegerehrenmale sollen keine Prunkdenkmäler sein. Sie sollen und können den Dank nicht ersetzen, sondern sie sollen mahnen, dankbar zu sein.

Darum verbindet sich mit dem Begriff des Kriegerehrenmales überhaupt nicht der Begriff des Denkmals im landläufigen Sinne. Es kommt allein nur darauf an, daß diese Male volksverbunden sind, daß sie Dank aufrütteln; wo sie stehen, aus welchem Stoff sie sind und welche Form sie haben, ist dann gleichgültig. Es kann ein Denkmal, das hunderttausend Mark kostete, weniger zum Herzen sagen, als manch schlichtes Marterl am Wege.

*

Im Oberbergischen, im Kölner Bezirk, liegt ein kleines Dörfchen, Müllenbach, kaum vierhundert Seelen zählt es, und gab im Weltkrieg ein Blutopfer von 86 Männern.

Uralt ist das Kirchlein der Gemeinde, fast neun Jahrhunderte sah es vorüberziehen. Als die Glocken in den Krieg gingen, um Kanonen zu werden, da holte man auch das Geläut dieses Kirchleins herunter und hing einen Eisenbahnpuffer oben auf, der mit blechernem Klang die Gemeinde zusammenrief, wenn sie beten sollte für ihre Söhne da draußen. In Ehren ist er aufbewahrt.

Wie nun der Krieg aus war und 86 Männer des Dorfes nicht mehr wiederkamen von den Schlachtfeldern, da wollte man auch hier eine Kriegerehrung errichten, denn die Gemeinde trug schwer an dem Leid, und es war wohl kein Haus, das nicht einen Toten betrauerte.

Es war damals in Müllenbach ein alter Pfarrer, ein rechter Seelenhirte, der vierzig Jahre lang Gottes Wort von der Kanzel des Dorfes gepredigt hatte und alle aufwachsen sah, die nun nicht wiedergekommen waren, weil sie ihre Treue zu Heimat und Vaterland mit dem Tode besiegelten. Dieser Pfarrer kannte die Seelenstimmung seiner kleinen Gemeinde bis zum letzten. Er fühlte, daß ein steinernes Mal nicht hineinpaßte in sein Dörfchen und auch nicht sprechen könne zu allen so, daß es bis ins Herz kam. Darum schlug er etwas anderes vor, etwas ganz besonders Feinsinniges für die Ehrung der Kriegstoten seiner Gemeinde — und wen heute einmal der Wanderweg ins oberbergische Müllenbach führt und er geht des Sonntags hinein in die uralte Kirche, wenn sie dort zu Gott beten, der wird ergriffen von der Ehrung, die der Pfarrer mit seiner Gemeinde den toten Helden erdachte.

Ein mächtiger Kronleuchter hängt vom Deckengewölbe herab. Drei schwere Ringe trägt er, die in langer Reihe geschmückt sind mit dem Kreuz des Glaubens und dem Kreuz der Tapferkeit. Auf jedem der Ringe stehen Kerzen, 86 an der Zahl, sechsundachtzig, so viele, wie Männer von dort im Kriege blieben. Und zu jedem Gottesdienst brennen ein oder zwei oder noch mehr dieser Kerzen, jede für einen, dessen Todestag sich in dieser Woche jährte. Auf einer Gedenktafel stehen sie alle verzeichnet, ihre Namen, ihre Geburtstage und der Tag, an dem sie dem Vaterlande ihr Leben opferten; und von jedem dieser Schildchen führt die Lichtleitung zu einer der Kerzen, so daß jeder weiß, wem sie brennt.

Wenn dann die Predigt vorbei ist, dann läuten die neuen Glocken, die nichts vom Kriege mehr wissen, die Orgel spielt leise das Lied vom guten Kameraden, und betend spricht der Geistliche die schlichten Worte:

„Wir gedenken der im Weltkriege gefallenen Gemeindemitglieder, deren Kerzen heute brennen.

Gott bewahre ihre Seelen zum ewigen Leben! Er setze sie zum bleibenden Vorbild für uns und tröste alle, die um sie trauern."

Gibt es wohl ein innigeres Gedenken als dieses? Fernab vom lauten Tag wird hier aller Kriegstoten gedacht und immer wieder des einzelnen, in dessen Erinnerung die Angehörigen in dieser Woche besonders beten. Hier wird eine Saat gesät, die nicht unfruchtbar bleiben kann, eine Saat im Geiste der Toten.

An einem Tage aber brennen alle Lichter des Dankes, am Heldengedenktage. Dann strahlen sie auf im Dank der Gemeinde und in der heiligen Mahnung, den einen nicht zu vergessen vor dem andern, denn alle trugen dasselbe Ehrenkleid des feldgrauen Soldaten.

Die Dankeskerzen von Müllenbach, so schlicht und einfach sie sind, sie greifen mehr ans Herz als mancher große Denkmalsbau. Denn sie sind nicht erkünstelt, nicht fremd dort, wo sie leuchten, jeder weiß von jeder einzelnen, was sie erzählt, und es wird sich die Geschichte jedes einzelnen dieser Helden übererben von Generation zu Generation, wenn Namen, in Stein gehauen, längst verloschen sein würden. Lebendig bleiben die Toten der Gemeinde, denn Sonntag für Sonntag gilt ihrem Gedenken.

So ist die Kriegerehrung dieses kleinen oberbergischen Dörfleins, die inzwischen auch in manch anderem Dorfe eingeführt wurde, ein Beispiel der Gemütstiefe und des wahren innigen Dankempfindens unseres Volkes.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Danzig wählt zum Volkstage

Sinn und Bedeutung der Wahlen am 7. April

Die letzten Wahlen zum Danziger Volkstag, dem Parlament des Freistaates Danzig, haben im Jahre 1933 stattgefunden. Bei der Abstimmung wurden 53 Prozent der Stimmen auf die Liste der NSDAP. abgegeben. Da nach Konstituierung des Volkstages noch einige auf anderen Listen gewählte Abgeordnete zur NSDAP. übertraten, verfügte diese über eine Mehrheit von 56 Prozent. Die nächsten Wahlen hätten daher erst im Jahre 1937 stattzufinden brauchen. Wenn dennoch die nationalsozialistische Regierung aus eigener Initiative der Bevölkerung Danzigs Gelegenheit zu erneuter Stellungnahme bieten will, ist sie zu diesem Schritt durch eine Reihe von Erwägungen und Gründen veranlaßt worden, die auch im übrigen Deutschland von Interesse sind.

Zum Verständnis der staatsrechtlichen Verhältnisse in Danzig sei vorausgeschickt, daß die Verfassung des Freistaates auf parlamentarisch-demokratischer Grundlage aufgebaut ist. Dem Völkerbund, der durch einen besonderen Kommissar in Danzig vertreten ist, steht ein Reihe von Aufsichtsrechten zu, auch ist er für gewisse Fälle Anrufe- und Beschwerdeinstanz. Von dieser Möglichkeit haben die in Danzig heute noch bestehenden Parteien der Deutschnationalen, des Zentrums, der Sozialdemokraten und Kommunisten weitgehenden Gebrauch gemacht. Im besonderen beschwerten sich die Marxisten grundsätzlich über jedes Gesetz, jede Verordnung und sonstige Maßnahme, die von der Regierung erlassen und von der Mehrheit des Volkstages gedeckt werden. Da in Danzig noch die Pressefreiheit herrscht, wie sie in den westlichen Staaten üblich ist, ergeht sich die Presse der Oppositionsparteien in ständiger Kritik, die zumeist über das gewohnte Maß hinausgeht. Wehrt sich die Regierung dagegen und verbietet sie die Oppositionsblätter, erfolgt sofort ein Interventionsbegehren beim Völkerbundskommissar, der sich dann wieder auf die Buchstaben der Verfassung beruft und auf Zurücknahme der Verbote drängt.

Besonders hemmend ist diese zügellose Opposition für die Führung der Danziger Außenpolitik. Entgegen allen Prophezeiungen der Weltpresse hat die nationalsozialistische Regierung Danzigs bereits 1933 einen neuen Kurs in der Polenpolitik eingeschlagen. Während sich bis dahin Danzig und Warschau absolut feindlich gegenüberstanden, und die einzigen Verhandlungen zwischen ihnen eigentlich nur noch vor dem Haager Gerichtshof vor sich gingen, erstrebte die nationalsozialistische Regierung Danzigs einen Ausgleich der sich widerstreitenden Interessen und ein gemeinsames Arbeiten, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Das Ziel dieser Politik war und ist die Erhaltung des Friedens im Osten. Dennoch läßt die Opposition keine Gelegenheit vorübergehen, um gerade die Außenpolitik der Regierung zu verunglimpfen und herabzusetzen. Auch die Maßnahmen der Regierung auf kulturellem Gebiet, die vor allem darauf abzielen, in Danzig das Deutschtum zu pflegen, und auf sozialem Gebiet werden herabgesetzt, obwohl es gerade hier gelungen ist, die Zahl von 40 000 Arbeitslosen im Jahre 1933 auf 20 000 in diesem Jahre zu vermindern. Auch sind günstige Aussichten vorhanden, weitere 3000 bis 4000 Arbeitslose in diesem Jahr wieder in den Arbeitsprozeß einzureihen.

Solange sich die Kritik in Zeitungsartikeln erschöpfte, konnte man das noch hinnehmen. Aber als die Oppositionsparteien dazu übergingen, fortgesetzte Beschwerden über Maßnahmen und Gesetze der Regierung beim Völkerbund und anderen internationalen Instanzen vorzubringen, trat der Senatspräsident einem bei der letzten Ratstagung in Genf abgegebenen Versprechen gemäß in Verhandlungen mit den Parteien, im besonderen mit dem Zentrum, ein, um eine Zurücknahme der Beschwerden beim Völkerbund zu erreichen. Ausschlaggebend war dabei die Erwägung, daß durch die fortgesetzten Beschwerden und die dadurch bedingten Eingriffe des Völkerbundes die gesamte nationalsozialistische Aufbauarbeit gefährdet und gestört werden mußte.

Da sich die Verhandlungen zerschlugen, übergab der Senatspräsident parlamentarischem Gebrauch entsprechend die Weiterführung der Verhandlungen der nationalsozialistischen Volkstagsfraktion. Da keine Einigung erzielt werden konnte, stellte die Fraktion den Antrag auf Auflösung des Volkstages. Obwohl sämtliche Parteiredner den Standpunkt vertraten, daß hinter den Nationalsozialisten nicht mehr die Mehrheit der Bevölkerung stände, stimmten sie gegen den Auflösungsantrag, der dann bei Stimmenthaltung der Polen mit den Stimmen der Nationalsozialisten angenommen wurde.

Der eigentliche Wahlkampf beginnt am Samstag mit einem großen Generalappell der Partei, an dem sämtliche Gliederungen der NSDAP. teilnehmen werden. In weit über 1000 Versammlungen werden dann in den drei Wochen bis zum Wahltag die Bewohner des Freistaates über die Ziele dieser Wahl aufgeklärt werden. Die NSDAP. hat sich ein hohes, aber des Einsatzes aller Kräfte würdiges Ziel gesetzt. Sie will im Volkstag die Zweidrittel-Mehrheit gewinnen, damit die Maßnahmen der Regierung entsprechend den Bestimmungen der Verfassung durch die Mehrheit des Volkes legalisiert werden. Dann entfallen auch die Beschwerdemöglichkeiten beim Völkerbund. Abgesehen von diesen inneren Zielsetzungen soll aber die Abstimmung am 7. April von neuem der Welt beweisen, daß die Bevölkerung Danzigs, die auf 400 000 Seelen zu veranschlagen ist, durch eine Stimmabgabe für die Liste der NSDAP. sich zugleich auch zu ihrem Deutschtum bekennt, das über alle künstlich gezogenen Landesgrenzen hinweg unveränderlich bestehen bleibt.

„Herr Leutnant — ich bin ein Mädchen!"

Zum 150. Geburtstag der Freiheitskämpferin Eleonore Prochaska am 11. März

Wie stark die Jahre des preußischen Freiheitskampfes 1807 bis 1815 das gesamte Volk in seinen Tiefen aufwühlten, beweist am besten die Tatsache, daß auch die Frauen sich bis zum Aeußersten für Volk und Vaterland einsetzten. Eine der am glühendsten für die Freiheit Begeisterten war die junge Eleonora Prochaska, die am 11. März 1785 in Potsdam geboren wurde und später nicht rastete und ruhte, bis es ihr gelungen war, aktiv am Freiheitskampfe der preußischen Truppen teilzunehmen. Eleonora Prochaska war von großem schlankem Wuchs und zugleich von kräftigem Gliederbau, es gelang ihr, unerkannt unter dem Namen August Renz als Jäger in das Lützowsche Freikorps einzutreten.

Lützows Freischar war damals das Ziel und der glühende Wunsch vieler junger Patrioten. Die „Lützower", auch die „Schwarze Schar" genannt, zählten in ihrer Reihe Namen wie Theodor Körner, Jahn, Friesen und zahlreiche Studenten. Dieses Freikorps, das von Adolf Freiherrn v. Lützow gebildet worden war, bestand aus den nichtpreußischen Freiwilligen. Ihm fiel 1813 die Aufgabe zu, im Rücken des Feindes einen Kleinkrieg zu führen. Das Korps, das im Frühjahrsfeldzug 1813 bei Kitzen unweit Leipzig fast aufgerieben wurde, wurde später während des Waffenstillstandes neu organisiert und im Herbstfeldzug 1813 dem Korps des Grafen Wallmoden, dann des Grafen Woronzow, zuletzt des Generals Bülow an der unteren Elbe beigegeben.

Eleonore Prochaska, die damals 21 Jahre alt war, hatte sich von Beginn ihres Eintritts in das Freikorps an in der gewissenhaften Erfüllung ihrer militärischen Pflichten besonders ausgezeichnet. Nicht ein einziger von ihren Kameraden und Vorgesetzten hielt den Jäger August Renz für ein Mädchen Bis zum 16. September 1813, der das siegreiche Gefecht an der Göhrde bringen sollte, der zugleich aber auch für den Jäger Renz die tödliche Kugel in Bereitschaft hielt.

Bekanntlich wurde das Treffen an der Göhrde von den Franzosen verloren. Der französische General Pecheux befehligte 60 000 Mann und wurde an der Göhrde von dem Lützowschen Freikorps angegriffen, das ihm in Reiterei und Geschützen stark überlegen war. Freilich erlitt auch das Lützowsche Korps in diesem Treffen starke Verluste. Fast alle Offiziere wurden verwundet und nur die aufopfernde Hingabe von Gemeinen und Offizieren ermöglichte den Sieg. Im Getümmel der Schlacht hatte der Jäger Renz einem gefallenen französischen Tambour die Trommel entrissen und schlug fortgesetzt zur Attacke, bis er durch einen Schuß durch den Oberschenkel zu Boden gestreckt wurde.

Der Schlachtbericht sagt aus, daß der Jäger Renz sich dagegen gesträubt habe, vom Felde getragen zu werden, man solle sich, sagte er, erst den leichter verwundeten Kameraden zuwenden, die noch zu retten seien. Und erst, als Sanitäter den schwerverletzten Jäger zum Feldlazarett trugen, fielen die historisch gewordenen Worte: „Herr Leutnant — ich bin ein Mädchen!"

Eleonore Prochaska wurde nach Danneburg gebracht, wo sie kurze Zeit nach dem Treffen mit der Standhaftigkeit eines alten Soldaten starb — ungeachtet der heftigen Schmerzen, die sie bis zum letzten Augenblick ertragen mußte.

Zum 150. Male jährt sich der Geburtstag des deutschen Heldenmädchens. Sie wird durch ihr mutiges Einsetzen für Volk und Vaterland dem deutschen Volke unvergessen sein.

(Deutsches Nachrichtenbüro.)

150. Geburtstag einer deutschen Freiheitskämpferin

Am 11. März 1785 wurde in Potsdam die deutsche Freiheitskämpferin Eleonore Prohaska geboren. Als Freiwilliger Jäger trat sie im Jahre 1813 in Lützows Freischar ein und wurde bei dem Gefecht an der Göhrde tödlich verwundet. Bildnis der sterbenden Heldin nach einem alten Holzschnitt.

Der Tod des deutschen Militärattaches in Peking

Nach 20 Jahren aufgeklärt

Im Jahre 1915 faßte der deutsche Militärattaché in Peking, Rabe v. Pappenheim, den Entschluß, eine Expedition aus Freiwilligen auszurüsten und mit dieser Expedition quer durch die Mongolei und die Wüste Gobi bis an die russisch-sibirische Bahn vorzustoßen, um dort einen Tunnel, die wichtige Nonni-Brücke und zahlreiche andere Objekte zu sprengen. Wäre dieser verwegene Plan gelungen, dann wären die amerikanisch-japanischen, über Sibirien laufenden Munitionstransporte unterbunden worden und Rußland wäre vielleicht schon früher auf die Knie gezwungen worden. Trotz aller Geheimhaltung wurden die Vorbereitungen von der russischen Botschaft in Peking bereits im Anfangsstadium erkannt, alle weiteren Einzelheiten von den bestochenen chinesischen Angestellten der deutschen Botschaft den Russen laufend verraten.

Trotzdem brach Rabe v. Pappenheim eines Tages mit zwei Deutschen und fünf Oesterreichern von Peking aus auf. Eine Karawane von 50 Kamelen transportierte die erforderlichen Sprengstoffe, ferner Barrensilber im Werte von 2 000 000 Dollar, Waffen, Geschenke und andere Dinge, mit denen man die Freundschaft der Mongolen zu gewinnen hoffte. Der Plan hatte, so abenteuerlich er auf den ersten Blick aussah, Hand und Fuß: Pappenheim hoffte, die verschiedenen nomadisierenden mongolischen Stammeshäuptlinge, auf deren Feindschaft gegen Rußland er rechnete, für seine Zwecke zu gewinnen. Dann wollte er zuverlässige Mongolen im Sprengdienst ausbilden, die darauf eine Art „Partisan-Krieg", natürlich gegen gute Bezahlung, gegen die sibirische Bahn führen sollten.

Von dieser Expedition ist niemand zurückgekehrt. Pappenheim, seine sieben deutschen Gefolgsleute und seine Begleitmannschaften sind in der mongolischen Steppe verschollen. Bald nach ihrem Abmarsch aus Peking war die Expedition Pappenheim auf das Lager des mongolischen Fürsten Babusdab gestoßen, von dem sie gastfrei aufgenommen wurde Babusdab ging auf die Vorschläge Pappenheims ein und stellte ihm sogar als Bedeckung eine Wachmannschaft von 50 Mongolen, mit denen Pappenheim weiter nach Norden zog. Babusdab stand — das konnte Pappenheim nicht wissen — im russischen Solde. Er meldete das Eintreffen der Expedition sofort der russischen Botschaft in Peking, von der die Weisung erging, die Expedition zu überfallen und alle Teilnehmer zu ermorden. Sprengstoffe, Silber und Waffen dürfe Babusdab behalten, an die Botschaft seien lediglich alle bei der Expedition gefundenen schriftlichen Unterlagen abzuliefern.

Der Verräter Babusdab ging sofort ans Werk. Er beauftragte mit der Ausführung des Ueberfalls die Leib-Eskorte, die er der Expedition Pappenheim mitgegeben hatte. Die Expedition marschierte an dem betreffenden Tage ahnungslos, aber hoffnungsfreudig durch die weite mongolische Steppe. Voraus gingen die sieben Deutschen und Oesterreicher, dann folgten in einer langen Kette die 50 Kamele, als letzter Pappenheim, zu beiden Seiten ritten die mongolischen Begleitmannschaften. Um die Mittagsstunde wurde gerastet. Nichts Schlimmes ahnend, schlugen die acht Europäer ein kleines Lager auf, das plötzlich von den abgesessenen mongolischen Begleitmannschaften halbkreisförmig umstellt wurde. Auf die Nichtsahnenden wurde ein rasendes Gewehrfeuer eröffnet. Die sieben Deutschen waren sofort tot. Pappenheim, schwer verwundet, konnte sich noch auf dem Ellenbogen aufrichten, riß seine Pistole heraus, schoß das Magazin leer, verwundete zwei Mongolen und brach dann mit Kopfschuß zusammen. Die Leichen wurden ausgeplündert und auf zwei Scheiterhaufen verbrannt. Einige Tage später trafen bei einem vorgeschobenen russischen Militärkommando zwei mongolische Karren, hochbeladen mit Sprengstoff, ein paar Büchern, Heften, schriftlichen Aufzeichnungen ein — das war alles, was von dieser Tragödie in der Steppe übrig geblieben war. Seitdem wurden Pappenheim und seine sieben Gefährten bis auf den heutigen Tag als „Verschollen" geführt.

Zwanzig Jahre vergingen. Eines Tages kommt in Harbin, der Halbmillionen-Stadt des Fernen Ostens, ein eifriger russischer Reporter auf den Gedanken, das Geheimnis des rätselhaften Mongolenschwertes im russischen Völkerbund-Museum aufzuklären, um das sich im Laufe der Jahre ien schauerlicher Kranz von Pappenheim-Sagen gerankt hat. Der Zufall will es, daß dieser Reporter bei seinen Nachforschungen an der Peripherie der Stadt einen in völliger Zurückgezogenheit lebenden russischen Emigranten, einen gewissen Polikarpow, trifft, der seinerzeit Sekretär an der russischen Botschaft in Peking war und der seinerzeit an der „Beaufsichtigung der Pappenheimer-Expedition" tätigen Anteil genommen hatte. Polikarpow wiederum machte den Reporter mit einem in Harbin lebenden österreichischen Grubeningenieur bekannt, der im Weltkrieg in russischen Diensten stand. Beide haben als einzige Europäer das Nachspiel der Steppentragödie miterlebt. Danach ist Pappenheim nicht — wie es die Fama behauptet — mit einem Schwert hingerichtet worden, sondern hat sich bis zur letzten Patrone gewehrt und ist in vorbildlicher soldatischer Treue und Hingabe fechtend gefallen. Den bisher verschollen geglaubten Rabe v. Pappenheim und seinen Kameraden ist bereits vor einigen Jahren in der Deutschen Gesandtschaft in Peking ein Denkmal errichtet worden. Wenn man also fürderhin von dem „unbekannten" Helden des Großen Krieges spricht, dann darf man auch Rabe v. Pappenheim und seine Gefährten nicht vergessen, die einen der kühnsten Handstreiche erdacht und auszuführen entschlossen waren, den die an Handstreichen so reiche deutsche Kriegsgeschichte kennt.

Buntes Allerlei

Zaubervorstellung auf dem Bahnsteig

Eine Gratis-Zaubervorstellung erlebten vor kurzem die Reisenden der französischen Staatsbahn auf einer kleinen Station zwischen Sommieres und Lunel. Hier hatte nämlich ein Zauberkünstler, der dressierte Vögel vorzuführen pflegt und der sich auf der Fahrt zu einem Engagement in Montpellier (Südfrankreich) befand, das Pech, daß ihm seine sämtlichen Tiere davonflogen. Irgend ein leichtfertiger Mitreisender hatte die Tür zum Käfig der Tiere geöffnet, und da zufällig der Zug an der kleinen Station hielt und das Fenster des Abteils offenstand, so waren im Handumdrehen die Vögel ins Freie geflattert. Hier saßen sie bald darauf vergnügt auf dem Dach der Bahnhofshalle, auf Bäumen und den Dächern der Waggons. Händeringend besah sich der Zauberkünstler das Unglück. Ihm kam zugleich aber der einzige rettende Gedanke, und er bat den Stationsvorsteher, nur wenige Minuten die Abfahrt des Zuges hinauszuschieben. Dann schlüpfte er eins-zwei-drei in seinen bunten Zauberstaat, stellte sich mitten auf den Bahnsteig, und begann, die Tiere — genau wie sonst auf der Bühne — mit allerlei geheimnisvollen Locktönen an sich zu locken. Es dauerte garnicht lange, bis die gefiederten Ausreißer sich bequemten, zu ihrem Herrn zu kommen. Genau so wie sie es bei ihrem Dressurakt stets gewöhnt waren, schlüpften sie geschickt in die weiten Aermel, in die Rockschöße und Taschen ihres Herrn. Sechs Papageien, vier Tauben und fünf Kanarienvögel, die ganze leichtsinnige Ausreißer-Gesellschaft, wurde auf diese Weise zurückgeholt. Nur eine Elster, die eben wieder einmal besonders klug war, fiel nicht auf den Trick herein und blieb seelenruhig in der Krone eines Baumes sitzen. Man mußte sie im Stich lassen Mit den übrigen wieder eingefangenen Tieren konnte der Zauberkünstler aber noch am gleichen Abend die erste Vorstellung in seinem neuen Engagement geben.

100 Jahre Weseler Schill-Denkmal

Am 31. März sind 100 Jahre nach Enthüllung des Schill-Denkmals in Wesel verflossen. Die elf Schillschen Offiziere fielen am 16. September 1809 als Märtyrer und Helden in Liebe zu ihrem Vaterlande und als Vorläufer auf der für Deutschland bald nachher sich öffnenden Freiheitsbahn. 25 Jahre später wurden die Ueberreste dieser preußischen edlen Männer an der Stelle beigesetzt, an der am 31. März 1835 das Schill-Denkmal unter großer Beteiligung der Garnison und Bevölkerung enthüllt wurde. Das von 100jährigen Eichen umgebende schlichte Monument aus Eisen hat als Schöpfer den bekannten Geh. Oberbaudirektor von Schinkel. Noch heute wird die Todesstätte der elf Schillschen Offiziere in Wesel sehr viel besucht, ein Zeichen, daß die tapferen Streiter für Deutschlands Freiheit im Volke unvergessen bleiben.

Küsse werden gemessen

Die Pariser Behörden sind jetzt dazu übergegangen, die Küsse der verliebten Pariser zu kontrollieren, wenigstens soweit sie in Parks und anderen öffentlichen Anlagen ausgetauscht werden. „Küsse", sagen die Stadtväter von Paris, „sind im allgemeinen nicht zu beanstanden. Aber nur, sofern es sich um Begrüßungs- und Abschiedsküsse handelt, und diese müssen eben kurz sein. Längere Küsse aber erregen Aergernis und werden in Zukunft nicht mehr geduldet!" Es ist eine besonders erheiternde Tatsache, daß die Anregung, das anhaltende Küssen in den Parks und Anlagen zu untersagen, ausgerechnet von dem „Ministerium der Schönen Künste" ausgegangen ist, dem nämlich die öffentlichen Anlagen unterstellt sind. In Zukunft werden also, besonders natürlich an schönen Frühlingstagen, die diensttuenden Pariser Polizisten Streifen durch die Anlagen unternehmen und unnachsichtig gegen jeden Kuß einschreiten, der das erlaubte Maß überschreitet. Vielleicht werden sich gewisse Schwierigkeiten ergeben. Denn es könnte auch Menschen geben, die ihre Begrüßungs- und Abschiedsküsse ein wenig ausdehnen. Zweckmäßig wäre es, die Zeitdauer des erlaubten Kusses polizeilich festzulegen, um allen Irrtümern vorzubeugen...

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Die Handschuhe

Von Georg Geiersberg

In der Privatlehranstalt Wurmberg wurden die Zöglinge für ihren Lebensberuf ausgebildet, und solange sie noch Zöglinge waren, bestanden eine Menge Verbote. Die erlebenslustigen älteren Schüler, die teilweise über 18 Jahre alt waren, begriffen diese Strenge nicht und brachen aus der notwendigen Ordnung gelegentlich aus, ohne daß deshalb der Anstalt Schaden geschah.

Warum für sie auch das Betreten der Kaffeehäuser der Stadt — selbst an Sonntagnachmittagen — verboten war, wußte sich keiner der Schüler zu erklären. Sie empfanden nur, „man" mußte einmal heraus, selbst wenn es nur ein einziges Mal war — in so ein nettes Kaffeehaus, wo man die kleinen, reizenden Mädel, die man von den Fenstern der Lehranstalt sehen konnte, ihre Schokolade schlürften und Torte naschten. — —

Arno Bachmayr wollte es wagen — für die anderen! Er gelobte es. Die Kaffeehäuser waren ja groß; wer sollte ihn da treffen? Er wollte im übrigen seinen neuen Anzug anziehen, einen modernen Kragen nehmen, wie er in der Anstalt verboten war, nebst einem verbotenen forschen bunten Selbstbinder: Da sollte ihn dann mal jemand erkennen! Und die Anstalt abends im Dunkeln, durch den Garten zu verlassen, das war kinderleicht! Der Zaun besaß ja kaum 1.50 Meter Höhe. —

Arno Bachmayr pflegte, was er sich einmal vorgenommen hatte, nicht lange hinauszuschieben. Bereits am folgenden Abend führte er seinen Plan aus. Unbemerkt gelang es ihm, die Anstalt zu verlassen, und wenig später trat er in ein großes Kaffeehaus.

Er fand an allen Tischen helle, frohe Gesichter, blanke Mädchenaugen, kecke, blitzende und schüchterne. Da er das Ziel der Blicke war, so machte es ihn anfangs etwas verwirrt, und er stand unschlüssig eine Weile in der Nähe des Eingangs.

Da streifte ihn ein helles Kleid, und ein paar lustige, kecke Augen lockten. Und mit den Augen ein reizendes, süßes Mädel.

Ein schwaches Zaudern, dann ging er ihr nach.

Sie saß mit noch einer jungen Dame, die ihr sehr ähnlich war, allein in einer halbverborgenen Nische. Er trat hinzu, verbeugte sich und fragte, ob man gestatte.

Man gestattete sehr gern und war sogar erfreut.

So saß er ihr gegenüber.

Reizend, dachte er. Ueberhaupt das alles hier! Die Musik, das lustige Treiben und vor allem — das kleine, schwarze Mädel da!

In heiterem Gespräch entpuppten sich die beiden jungen Damen als Schwestern.

Man war auf beiden Seiten entzückt voneinander. Allein plötzlich hielt der junge Kavalier im Erzählen inne — —. Er erblickte auf dem freien Stuhl neben sich ein Paar Herren-Handschuhe.

„Ach, die gehören nur unserem Bruder", wehrten die Damen ab und lachten sich an.

„Der junge Mann ist irgendwo bei anderen Damen! Da amüsiert er sich mehr als mit uns!" ergänzte das kleine schwarze Fräulein.

Arno Bachmayr atmete unwillkürlich auf. Mit einem Male wurde er sehr lustig. Die Handschuhe! Arno Bachmayr legte die seinigen keck zu den übrigen.

Da stand plötzlich, ohne daß man sein Herankommen bemerkt hatte, ein Herr am Tisch. Er nahm das eine Paar Handschuhe vom Stuhl auf den Tisch und barg die anderen in der Tasche, um den freien Stuhl für sich zu haben.

Arno Bachmayr war vor Schreck wie erstarrt: Der Herr war der neue Studienassessor der Lehranstalt!

Den Eindringling hielt es nun nicht mehr länger in den verbotenen Räumen; er erhob sich mit angstgerötetem Gesicht und verabschiedete sich von den Damen in auffälliger Hast.

Den Herrn beachtete er gar nicht. — — —

Während des ganzen folgenden Tages wunderte sich Arno Bachmayr über die Gleichgültigkeit des neuen Studienassessors. Der schneidige Herr tat so, als sei nichts vorgefallen.

Am Abend fand ein gemeinsamer Spaziergang auf die umliegenden Höhen statt. Als Arno Bachmayr seine Handschuhe anziehen wollte, bemerkte er — daß es zwei Linke waren!

So mußte er ohne Handschuhe gehen, obwohl das verboten war. Natürlich merkte es der Leiter des Ausfluges — der neue Studienassessor! — und fragte streng:

„Bachmayr, warum tragen Sie keine Handschuhe?"

„Ich — ganz komisch — — Ich habe zwei Linke — — Die müssen mir irgendwo vertauscht worden sein!"

„So? Und wo können die Handschuhe denn vertauscht worden sein?"

„Ich weiß es selbst nicht — — — "

„In der Anstalt ist doch niemand, der zwei Rechte hat? Wie? Oder etwa ich? Ja, richtig, ich habe zwei Rechte."

Der Studienassessor verzog das Gesicht zu einem Lächeln; er entnahm seiner Seitentasche einen rechten Handschuh, den Arno Bachmayr unschwer als den seinen erkannte und erklärte:

„Hier, dann nehmen Sie ihn! Uebrigens lassen Sie sich nicht noch einmal von mir im Kaffeehaus erwischen! Und vor allem, machen Sie sonstwelchen Damen, wenn Sie Gelegenheit haben, den Hof, nur nicht meiner Gattin! Verstehen Sie?"

Die nette, alte Frau Kerk...

Skizze von Hans Aschenbrenner

Das Haus, in dem der Ingenieur Kerk wohnt, liegt inmitten eines großen Gartens, und man geht durch die breite Toreinfahrt eines anderen, sehr viel größeren Hauses, wenn man den Ingenieur Joachim Kerk besuchen will.

Seine Wohnung ist nicht groß, aber für den Hausmeister des fast prunkvollen Vorderhauses, der ehedem zusammen mit dem herrschaftlichen Kutscher und dem Diener hier wohnte, war es groß genug.

Seit jenen Zeiten aber, in denen ein sehr reicher Mann das Herrschaftshaus innehatte, hat sich vieles geändert, nicht wahr! Im großen Hause wohnen drei oder vier Familien und klagen darüber, daß die Heizung der großen Räume den Koks wie Markstücke verschlingt. Und im Gartenhaus eben wohnt Joachim Kerk.

Er ist tüchtig und strebsam, er hat gelegentlich sehr gute Aufträge, und er ist nie ganz ohne Arbeit. Er lebt bescheiden, und im Sommer sieht man ihn oft mit seinen drei Kindern radeln. Die Kleinen fahren dann brav hinter ihm her und haben niedliche Rückstrahler an ihren niedrigen Rädern.

Es gibt zwei Frauen Kerk im Gartenhaus, eine junge Frau Kerk und eine alte Frau Kerk. Die junge Frau ist die Mutter der drei Kinder, die alte Frau die Mutter des Ingenieurs Joachim Kerk. Die Leute, die das Gartenhaus auch inwendig kennen, sprechen immer ganz einfach von der netten, alten Frau Kerk...

Sie näht viel von den Kleidern der Kerk-Kinder, und sie stopft ihre Strümpfe. Wenn die Kinder von der Straße heimkommen, rufen sie fast immer zuerst nach ihrer Großmutter. „Großmutter, meine Schürze ist kaputt!" — „Großmutter, rechnest Du die Schulaufgaben mit mir?" — „Großmutter, wie fängt der dritte Vers vom Männlein im Walde an?"

Die nette, alte Frau Kerk lächelt dann und legt ihre Näharbeit zur Seite. Sie gibt eine heile Schürze heraus und tut die zerrissene in den Stopfkorb, sie weiß den dritten Vers des Liedes vom Hagenbuttenmännchen, und sie wird Elses Rechenaufgaben den richtigen Dreh geben. Und das mit den Rechenaufgaben wird ganz gut so weitergehen, bis Else eines Tages bei Zinsrechnungen ist. Erst dann wird die gute, alte Frau Kerk Else zu ihrem Vater schicken...

Vorerst ist die nette, alte Frau Kerk noch rüstig und frisch. Sie beugt sich noch oft über die Zeichnungen ihres Sohnes. „Ein hübsches Einfamilienhaus! Eigentlich könntest Du Dir auch selbst ein solches Häusel bauen. Es kommt doch auf ein paar tausend Mark wirklich nicht an, Du weißt, ich gebe sie Dir gern von meinem Geld. Ob Du es nun jetzt bekommst oder später!"

Da Joachim Kerk diese Sätze von seiner Mutter schon oft gehört hat, steht seine Antwort fest. Er sagt: „Mutter, laß Dein Geld ruhig auf der Bank! Wir kommen doch hier ganz gut aus. Wenn das hinterste Zimmer ein wenig feucht ist, so will das nicht viel heißen. Feuchte Ecken gibt es in jedem Haus. Und dann werden die Bauplätze auch billiger, wenn man noch ein paar Jahre wartet."

„Dann werden wir noch warten. Du hast ganz recht! Wie bald wird Gebhardt so weit sein, daß er in eine größere Stadt muß, um zu studieren, da kann ich Dir von meinem Geld dann um so mehr geben, je weniger davon in einem Haus steckt. Es ist ganz gut, daß wir es nicht angreifen!"

„Und, was der Herrgott verhüten möge, wir könnten einmal von Krankheiten heimgesucht werden. Wie tröstlich ist der Gedanke, daß wir in solchen Fällen dann Dich einmal anpumpen könnten!" meint Joachim Kerk.

„Du darfst es nicht „anpumpen" nennen, Joachim. Schließlich ist es so gut wie Dein Geld. Und wenn es schließlich auch nur vierzigtausend Mark sind..."

Vielleicht hat die nette, alte Frau Kerk sonstwo in der Nachbarschaft auch einmal gesagt, daß es „schließlich nur vierzigtausend Mark sind", die sie besitzt, vierzigtausend Mark, mit denen Joachim Kerk einmal ein Haus bauen solle, wenn die Bodenpreise noch etwas gesunken sind, vierzigtausend Mark für alle Fälle von bösen oder beruflichen Rückschlägen, vierzigtausend Mark für das Studium des Jungen, vielleicht mal für die Aussteuer der kleinen Ingeborg. Und wenn es auch nur vierzigtausend Mark sind...

„Gewiß, Herr Direktor Niebeling! Und wenn es auch nur vierzigtausend Mark sind! Wenn Sie meinen Sohn dafür als Ihren Teilhaber nehmen wollen, etwas Besseres könnte ich mit dem Gelde ja gar nicht machen", sagte die nette, alte Frau Kerk auch neulich zu dem jovialen Herrn, der sie auf der Straße in aller Form ansprach und bei ihr ein wenig vorfühlen wollte. Er verabschiedete sich dann sehr freundlich von der netten, alten Frau Kerk und bat sie, doch ihren Sohn einmal zu ihm zu schicken.

Und Herr Direktor Niebeling selbst soll jetzt auch diese Geschichte zu Ende erzählen. Er kann das in wenigen Sätzen. Er wird sagen: „Ich habe also mit Ingenieur Kerk abgeschlossen. Er ist tüchtig und ganz der Mann, den ich brauche. Ich wollte ja eigentlich einen Teilhaber nehmen, der etwas Geld mitbringt, Kerk hat keinen Pfennig! Aber sehen Sie, Kerk ist ein anständiger Kerl, das ist schließlich mehr wert. Kerk hat erwiesen, daß er anständig ist. Er hat eine alte Mutter, eben diese nette, alte Frau Kerk ist seine Mutter. Sie war mal reich, vierzigtausend Mark. Natürlich ist das Geld in der Inflation über den Jordan gegangen. Kerk hat es ihr nie gesagt, er hat sie in dem Glauben gelassen, denn sie freut sich so sehr an dem Gedanken, mit ihrem Gelde helfen zu können, wenn Kerk mal Hilfe braucht. Wenn es nicht gerade Backsteine auf Niebeling & Kerk regnet, wird er sie nie brauchen."

Das also ist das glückliche Ende der Geschichte von den vierzigtausend Mark der netten, alten Frau Kerk...

Humor und Lachen

Maskenbälle

Lustige kleine Geschichten

Komplimente

Atelierfest in München.

Ein Spanier flüstert einer Südsee-Insulanerin zu:

„Du Holde, du erinnerst mich an den Himmel!"

Geschmeichelt erwidert die Maske:

„Dank, lieber Torrero. Bin ich wirklich so schön?"

„Nein, aber so blau", sagt der Spanier.

Maria Theresia

„Ich habe mir zum Karneval ein bezauberndes Kostüm anfertigen lassen. Ich gehe als Maria Theresia. Alles mit Seide und Spitzen — einfach fabelhaft!"

„Was soll denn das kosten?"

„Hundert Mark wird es wohl kommen."

„Du bist verrückt, eine solche Ausgabe in solcher Zeit zu machen. Du hättest in irgend ein Masken-Verleihgeschäft gehen und dir für drei Mark etwas pumpen sollen."

„Sehr richtig. Aber — die drei Mark hätte ich bar bezahlen müssen..."

Ein raffinierter Kerl

„Ein Gutes hat die Faschingszeit für mich gehabt."

„Welches Gute?"

„Ich habe meine Steuersumme dadurch verringert."

„Wie ist denn daran der Fasching beteiligt?"

„Ich habe bei Gelegenheit eines der Faschingsbälle etwas Schminke gebraucht. Habe dabei gelernt, damit zu hantieren. Habe mir eines schönen Tages Sorgenfalten auf die Stirn und Ringe unter die Augen gemalt, den ältesten Mantel angezogen, und der Finanzbeamte war so beeindruckt von meinem elenden Aussehen, daß er alles tat, um was ich bat..."

Türkei gegen Griechenland

Hochbetrieb auf einem Maskenball.

In einer Ecke steht ein Türke und verdrischt eine dicke Griechin.

Der Geschäftsführer stürzt auf die Gruppe zu und schreit den Türken an:

„Sie sind wohl wahnsinnig! Sie schlagen ja die Dame tot!"

„Na wenn schon!", sagt der Türke. „Die Dicke is doch meine Frau..."

•

Anekdoten und Schnurren

Feldmarschall Blücher hielt am 3. Mai 1813 folgende Ansprache an seine Truppen: „Guten Morgen, Kinder! — Dit mal hat et gut gegangen! De Franzosen sind et gewahr geworden, mit wem se zu duhn hebben! — Der König läßt sich bedanken bei euch!" Dann schwenkte der Alte dankend seine Feldmütze in der Hand und fuhr in der Rede fort: „Dat Pulver is alle! Darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe! Da kommen mehr Kameraden, un brengen uns wedder Pulwer un Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnoth kriegen! — Wer nu seggt, dat wi retiriren, dat ist en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!"

*

Die berühmte Schauspielerin Friderike Goßmann, die von der hannoverschen Königsfamilie sehr geschätzt wurde und auch in dem königlichen Haus verkehrte, schrieb einst Bülow in sein Album: „Mit den Welfen muß man heulen."

Rundfunk

Programm des Reichssenders Stuttgart

Sonntag, 17. März:

6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
8.15 Zeitangabe, Wetterbericht
8.20 Nach Frankfurt, Gymnastik (Glucker)
8.40 Bauer, hör zu!
9.00 Evangelische Morgenfeier
9.40 Heldengedenkfeier der Jugend
10.10 „Unsere Gräber verweht der Wind..."
10.45 Nach München: Deutsches Volk — Deutsches Erbe
11.30 Klaviermusik
12.00 Reichssendung
13.00 Heldengedenkfeier
13.25 Heroische Musik
13.50 „Zehn Minuten Erzeugungsschlacht"
14.00 Aus Frankfurt: Kasperlstunde
15.00 Die Viertelstunde für Handel und Handwerk
15.15 Nachmittagskonzert.
16.55 Aus Paris: Fußball-Länderkampf Deutschland — Frankreich: 2. Halbzeit
17.40 Variationen mit Worten von Gerd Schneider
18.00 Aus Ulm: „Die alte Zunft der Meistersinger"
18.30 Antonie Eberl
19.00 „Die Totenstandarte"
20.00 Georg Friedrich Händel: Ezio
21.30 Kann Dir die Hand nicht geben, derweil ich eben lade —
22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
22.30 Aus Stettin: „Abendkonzert am Heldengedenktag"
24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
6.10 Choral — Morgenspruch
6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
7.00 Frühkonzert
8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
10.00 Nachrichten
11.15 Funkwerbungskonzert der Reichspostreklame Stuttgart
11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt). Zeitangabe, Saardienst
13.05 Nachrichten, Wetterbericht
20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 18. März:

10.15 „Jungarbeiter schwitzen"
10.45 Lieder aus der galanten Zeit
11.00 Beethoven-Klaviermusik
12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
13.15 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
15.30 „Der Strumpf"
16.00 Aus Leipzig: Nachmittagskonzert
18.00 Eine Feierstunde zu Beginn des Reichsberufswettkampfes
18.30 Die Regensburger Domspatzen singen!
18.45 „Fichtennadelbäder sind gesund!"
19.00 Aus Frankfurt: Unterhaltungskonzert
20.15 Funk-Zauber
21.30 Handharmonikakonzert
22.30 Aus Breslau: Tanzmusik
24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 19. März:

10.15 Fremdsprachen: Englisch
10.45 Aus Karlsruhe: Liederstunde
12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
15.15 Blumenstunde
15.45 Tierstunde
16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
17.30 Deutsche Meister
18.00 Französischer Sprachunterricht
18.15 Kurzgespräch
18.30 Buntes Allerlei
19.00 „Mir ist manches schon passiert..."
19.45 Das Mikro reist mit „Kraft durch Freude"
20.15 Aus Leipzig: Stunde der Nation
21.00 Aus Berlin: Unterhaltungskonzert
21.50 Aus Berlin: „Berlin im Dunkel"
1.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 20. März:

10.15 „Johann Sebastian Bach"
10.45 W. A. Mozart: Trio für Klavier, Violine und Violoncello
11.00 Joseph Haydn
12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
13.15 Nach Frankfurt: Unterhaltungskonzert
15.15 Kurzschriftsport (Jugend)
15.30 Kinderstunde: „Sechse kommen durch die Welt"
16.00 Aus Berlin: Nachmittagskonzert
18.00 Lernt morsen!
18.15 Kurzgespräch
18.30 Unterhaltungskonzert
20.15 Stunde der jungen Nation
20.45 Aus Frankfurt: Das neue Frankfurter Marsch-Potpourri
21.30 Frauen an der Front
22.30 D-moll-Sonate von Johannes Brahms
23.00 Aus Hamburg: „Musik am Abend"
24.00 Nach Frankfurt: Nachtkonzert
1.00 Nach Frankfurt: Nachtkonzert.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw